

# Die Zeit.

XXXV. Band.

Wien, den 4. April 1903.

Nummer 444.

## Czechische Partei- und Nationalpolitik.

Der Niedergang der jungczechischen Partei, aus vielen Symptomen deutlich zu erkennen, ist eine für das politische Leben Oesterreichs wichtige Erscheinung. Niemand wird das Schicksal, von dem diese Partei ereilt wird, bedauern, niemand es ein unbedeutendes nennen. Der frische demokratische Fortschritts-eifer, mit dem die Jungczechen in der Coalitionszeit eingeseht hatten, schlug in das gemeinste reaktionäre Prosozenthum um, als Graf Badeni ihnen die Sprachenverordnungen bot. Ein so jäher politischer Sturzfall ist noch bei keiner Partei erlebt worden, so reich die österreichische Parteiengeschichte auch sonst an bedenklichen Wandlungen sein mag. Seither hatten sie das öffentliche Vertrauen verloren, keine Schönrederei, kein Heldenpathos vermochte mehr die Verlogenheit ihrer Politik zu bemänteln. Und doch würde man den Jungczechen unrecht thun und die wahren Ursachen ihres Mißgeschicks verkennen, wenn man Schuld und Strafe nur auf das Konto der Partei als solcher schreiben wollte. Man darf billigerweise nicht vergessen, daß die Jungczechen nicht bloß einen Theil des czechischen Volkes, sondern daß sie geraume Zeit das ganze Volk vertraten, daß sie nicht eine czechische Partei, sondern die czechische Nationalpartei waren. Der maßgebende Gesichtspunkt ihrer Politik war immer der nationale, nur der nationale, und das entschuldigt nicht nur manchen ihrer schwersten Fehler, das entzieht auch dem Czechen thum das Recht, jetzt über die Partei Gericht zu halten. Das czechische Volk darf nicht seine Vertreter, es muß sich selber zur Rechenschaft ziehen. Nicht die Parteipolitik, sondern die Nationalpolitik gehört auf die Anklagebank.

Eine Nationalpolitik, die es zu Erfolgen bringen soll, muß vor allem klar und consequent sein. Die Jungczechen aber sind, behaftet mit allen Unklarheiten und Inconsequenzen der czechischen Nationalpolitik, die vor ihnen da war, die ihnen von Nieger und seinen Declaranten fertig überliefert wurde, als große Partei ins österreichische Parlament eingezogen. Sie waren nicht die Erfinder eines neuen, sondern die Träger des alten böhmischen Staatsrechts. Und nicht sie haben, wie man ihnen jetzt vorwirft, das Staatsrecht ruiniert, sondern das Staatsrecht hat sie ruiniert — und es wird jede nachfolgende czechische Partei, die auf dem gleichen Boden steht, in gleicher Weise ruinieren. Betrachtet vom Standpunkt des böhmischen Staatsrechts, wie es der geltenden österreichischen Verfassung gegenüber ein für allemal in der Nieger'schen Declaration vom 22. August 1868 definiert wurde, ist der österreichische Reichsrat eine illegale Versammlung. „Das glorreiche historische Königreich Böhmen“ ist nicht etwa eine Provinz eines — nicht zu Recht bestehenden — österreichischen Staates, sondern ist und bleibt eine „staatsrechtliche Individualität“, mit den übrigen Ländern nur durch die Gemeinsamkeit der Dynastie verbunden. „Die Krone Böhmens mit den ihr zugehörigen Ländern stand niemals in einer Realunion mit irgendeinem österreichischen, geschweige denn mit einem cisleithanischen Staate.“ Dieses historische Rechtsverhältnis ist ein unabänderliches. „Kein außerböhmischer Repräsentativkörper, also auch nicht der cisleithanische Reichsrat“, hat über böhmische Angelegenheiten zu entscheiden. Das Centralparlament hat keinen staatsrechtlich gültigen Bestand, de jure existirt es für die czechische Nation nicht.

Für eine Nationalpolitik, die von diesen staatsrechtlichen Grundanschauungen ausgeht und, wie doch stets versichert wird, fest dabei beharrt, gibt es klarer- und consequenterweise dem gesamtösterreichischen Parlament gegenüber nur die Wahl zwischen zwei Arten von Taktik: entweder nicht in das Parlament eintreten oder — eintreten, um es zu sprengen. Also: Abstinenz oder Obstruction! Zur Blüthezeit der altczechischen Abstinenz hieß es, nimmermehr werde man durch Beschädigung des Reichsrates dieser rechtswidrigen Institution den Schein der Rechtmäßigkeit verleihen helfen. Und zur Blüthezeit der jungczechischen Obstruction hieß es, das Centralparlament müsse ad absurdum geführt, unmöglich gemacht, für immer vernichtet werden. Die

eine wie die andere Taktik war logisch, aber weder die eine noch die andere wurde dauernd beibehalten. Graf Taaffe bekam die Abstinenz, Herr v. Koerber bekam die Obstructionisten herum. Natürlich gelang beides nicht durch die Stärke der leitenden Staatsmänner, sondern durch die Schwäche der czechischen Politik. Einen Deak hätte keine Macht der Erde in ein österreichisches Centralparlament hineingebracht. Aber die unerlöschliche Festigkeit lag auch hier nicht in dem Mann, sondern in der Sache. Das ungarische Staatsrecht war nicht, wie das böhmische, eine Ausgrabung neueren Datums, sondern eine alte, lebendig fortwirkende Volkstradition. Es hatte nie aufgehört, zu sein, und das ungarische Volk hatte nie aufgehört, dafür zu kämpfen und zu leiden. Für das böhmische Staatsrecht zeugte nur durch Jahrhunderte herauf verschollener Schlachtlärm vom Weißen Berge; für das ungarische zeugten die frischblutenden Wunden der Revolutionskämpfer von 1849. Wenn uns ein günstiger Wind, wie einst den Prinzen Eugen, so etwa neuestens einen österreichischen Bismarck von irgendwoher ins Land geweht hätte, mit Deak wäre auch ein solcher nicht fertig geworden. Für Nieger aber genigte ein Taaffe, sowie für Herrn Kramarz ein Herr v. Koerber genügt. Wer gern tanzt, dem wird leicht gepfeifen. Als Nieger die Abstinenz aufgab, that er es nicht aus Großmut oder Patriotismus, sondern dem Zwang der Umstände gehorchend: er hatte erkannt, daß das Czechen thum zu schwach sei, eine heroische Politik auf die Dauer auszuhalten. Und ebenso ist es zuletzt den Jungczechen mit der Obstruction gegangen.

Das corrumpirende Element der czechischen Nationalpolitik, das sie zu keinem klaren Ausblick, auf keinen sicheren Weg kommen läßt, liegt im Staatsrecht — genauer gesagt: in dem Mißverhältnis zwischen den himmelhohen Zielen und den bescheidenen Kraftmitteln der Nation. Die Ziele verleiten zu einer trotzigigen Politik des Entweder—Oder, die Mittel versagen aber, und dann wird immer wieder zur kläglichen Politik des Brosamenklaubens eingelenkt. Das Staatsrecht bewirkt all diese Ueberanstrengung und all diese Erschlaffung, dieses ewige Auf und Ab zwischen erträumten Höhen und nur allzu realen Niederlagen. Man sieht, die Schuld liegt nicht so sehr bei der jenseitig herrschenden czechischen Partei, sondern bei der Nation selbst. Nicht wechselnde Parteipolitik, sondern die bleibende Nationalpolitik führt zum regelmäßig wiederkehrenden Bankerott. Die jetzt über die niedergetretenen Leiber der Jungczechen emporklimmenden Radicales werden die Sache auch zu keinem besseren Ende führen. Die Logik des Staatsrechtes fordert gebieterisch: Abstinenz oder Obstruction. Die eine Methode hat sich als unbrauchbar erwiesen, die andere desgleichen; und daraus folgt, daß das czechische Volk, wenn es von seinen Vertretern politische Erfolge verlangt, ihnen nicht ein staatsrechtliches Programm dictiren darf, das jeden Erfolg von vornherein ausschließt. Es kann vernünftigermaßen von seinen Abgeordneten nicht fordern, daß diese im Parlament zugleich parlamentarisch und antiparlamentarisch wirken. Mit ihrer staatsrechtlichen Phantastik haben die Czechen ein halbes Jahrhundert lang Oesterreich schwer geschädigt, und sich selbst noch mehr. Sie werden sich und dem Staate helfen, wenn sie ihr Wollen mit ihrem Können in Einklang bringen.

E. W.

## Die Universität Innsbruck und die italienischen Parallelcursse.

Von einem Innsbrucker Universitätsprofessor.

Die seit einigen Jahren an der Universität zu Innsbruck herrschende Bewegung im Interesse der Wahrung des rein deutschen Charakters dieser Hochschule hat in der allerletzten Zeit einen neuen Aufstoß erhalten. Zu den an der dortigen Juristenfacultät bereits angestellten sieben italienischen Lehrkräften (vier Professoren, ein habilitirter und zwei nicht habilitirte Supplenten) ist durch Habilitirung noch ein achter akademischer Lehrer mit italienischer Vortragssprache (Dr. G. L. o.

Sparta, spartanisches Wesen und die Polis ausgießt! Und dadurch wird niemals etwas zerstört oder verwischt, sondern wie es eben immer bei so durchaus positiven und productiven Naturen der Fall ist, alles zur Anschauung umgeschmolzen.

Der vierte Band beschäftigt sich schon im Programm ausschließlich mit dem griechischen Menschen: dem heroischen, dem colonialen und aqonalen, dem des fünften und vierten Jahrhunderts und dem hellenistischen Menschen. Eigentlich ist es eine tragische Handlung. Wir werden mit dem allmählichen und sicheren Verfall eines so höchst sublimes Gebildes beschäftigt, wie es der griechische Geist war. Uns werden die Leiden, ja vorzugsweise die Leiden aller griechischen Seelen, von Achilles bis zu den späten Diadochen, von der Urwürdigkeit der Helden bis auf die Vergesslichkeit der griechischen Philosophen in Italien, vorgeführt, und in Wirklichkeit behält das Buch wirklich etwas von der Höllestimung der divina comedia. Auch für den weniger mit der Phantasie Lesenden ist da noch genug zu finden: die Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse, des Familien-, des Sophistenhumors, der Symposien, der Wettkämpfe, des Familien- und Hetärenlebens, der Männerliebe u. s. w. Ganz außerordentlich groß ist Burckhardt in der Schilderung der hellenistischen Zeit, und einzelne Sätze über Alexander zum Beispiel sind von einer solchen menschlichen Höhe, daß der funkelndste Geist uneres Zeitalters und tiefste Kenner der Griechen, Nietzsche, seine Freude daran gehabt haben muß. Es wäre verlockend, zu citiren, aber die Ehrfurcht vor dem Meister verbietet es, sein Gewebe zu zerreißen und einzelne Fäden fliegen zu lassen.

## Edgar Poe in Deutschland.

### I.

Ein wahres Glück, daß der Geist des Deutschen so fügsam, sein Bildungstrieb so unersättlich, seine Aufnahmefähigkeit so unbegrenzt ist! Literaturfreunde und Schriftsteller hätten sonst hierzulande bei dieser Ueberfülle von begeistert gepriesenen und jubelnd aufgenommenen Dichterhelden des Auslandes sicherlich das ästhetische Gleichgewicht verloren. In jeder Jahreszeit, besonders aber wenn die Theater und die Salons ihre Thüren öffnen, und wenn es in den Cafés wieder mällig geblätzt ist, vernehmen wir eine neue literarische Botschaft, erfahren wir von neuentdeckten Dichtern oder Denfern „Stars“. Eine Reihe von rauh nachempfindenden Schriftgelehrten und findigen Verlegern hat sich in dankenswerter Weise zu Specialisten für weltliterarische Entdeckung und Vermittlung herangebildet. Aus aller Herren Länder dringt der Ruhm „epochemachender“ Dichter fremder Nationen nach Deutschland. Im slavischen Osten, wo bisher nur die furchtbar erhabene Stimme des großen russischen Mystikers Tolstoj zu uns gesprochen, ersehen zwei neue Dichter-originale, Gorki und Tschehoff. Wer heutzutage nicht an die skandinavischen Neuerer, vornehmlich nicht an den großen nordischen Befreier und Lehrmeister glaubt, ist ein Barbar, und wer sich nicht in die ergreifende Mystik des Namen Maeterlinck zu versetzen vermag und die Begeisterung für den trotigen Gerechtigkeitsapostel Multatuli mitmacht, der fühlt nicht den Pulsschlag der modernen Zeit, der hat eine spießig altmodische Seele im Leib. Dazu kommen aber außerdem noch tiefgehende ästhetische Strömungen aus dem englischen, französischen und amerikanischen Geistesleben, in welche der moderne Mensch auch untertauchen soll. Was Wunder, daß es sogar solchen, die im Entdecken internationaler Literaturschätze selbst thatkräftig mitgeholfen, angst und bange wird; daß selbst ein Fritz Mauthner klagt, es hätten sich in unserer internationalen Zeit die führenden Ausländer zu machtvoll der allzu gebildeten deutschen Schriftsteller bemächtigt; daß der Walt Whitman-Jünger, Johannes Schlaf, meint, es werde im Laufe der letzten Zeiten in Deutschland mit der modernen Dichtung des Auslandes ein Cult getrieben, der nur zu deutlich die Spuren rein äußerlicher Nachahmung trägt.

Statt aber, wie es neuerdings Mode wird, mit der „Heimatkunst“ zu liebäugeln, die trotz der scheinbar nie dagewesenen internationalen Erziehung unseres literarischen Geschmacks ganz prächtig gedeiht, besonders dort, wo sie nicht systematisch in belletristischen Treibhäusern gezüchtet wird, wollen wir lieber zugeben, daß jede Nation das Recht hat, „gehört“ zu werden, daß jeder, der etwas zu sagen hat, das Wort verlangen darf, und daß es gerade die deutsche Literatur noch niemals bereuen mußte, den wahrhaft großen Stimmen, die aus dem Ausland herüberfliegen, verständnisvoll gelauscht zu haben. Und diejenigen, die stets über die weltliterarischen Neigungen der Deutschen jammern und das Märchen von dem traditionell charakterlosen, die Heimatkunst vergiftenden Anschmiegen und Ausbilden der deutschen Literatur aufreißten, können nicht oft genug mit dem „partout comme chez nous“

beruhigt und außerdem belehrt werden, daß das angeblich so ausländische Frankreich in den letzten Decennien den internationalen Einflüssen Thür und Fenster öffnete und sich den fremden Dichtern noch weit gastfreier zeigte als Deutschland. So schrieb beispielsweise Henry Bordeaux schon vor acht Jahren in seiner vortrefflichen Ibsen-Studie (in der Sammlung: „Ames modernes“): „Jamais peut-être la culture de l'esprit ne tenait plus qu'aujourd'hui à mépriser les frontières, ne se souciait plus d'assigner aux idées leur nationalité, et le rêve qui hante les jeunes hommes aux soirs de la pensée souffre de ne pouvoir étendre toute l'âme humaine, affranchie enfin des conventions sociales, et reconnue identique dans la diversité des races...“ (p. 19.)

Mit zu den geachteten Dichtergästen, die sich mit reifen Früchten einer fremden Cultur am gastlichen Herd der deutschen Literatur einstellten, gehören die drei Abgesandten der großen transatlantischen Republik, Ralph Waldo Emerson, Walt Whitman und Edgar Allan Poe, ein schöpferisches Dreigestirn, auf das auch eine weniger junge Literatur wie die der Amerikaner stolz sein dürfte. Die in dem Verlag von J. C. C. Bruns in Minden i. W. von Hedda & Arthur Moeller-Bruck herausgegebene erste deutsche Uebersetzung der gesammelten Werke Edgar Poe's in zehn Bänden, von denen nur noch der erste aussteht, bietet einen willkommenen Anlaß, den Spuren nachzuforschen, welche dieser genialste Poet der Poesie in dem deutschen Schriftthum zurückgelassen. Wer aber die Geschichte der Wertung und des Einflusses Edgar Poe's skizzirt, darf nicht an Charles Baudelaire vorübergehen; denn die deutschen Freunde, Kenner und Schüler Poe's von heute sind auch die Baudelaire's. Ja, ich möchte sogar sagen: wie den Franzosen, besonders denen der sogenannten „Décadence“, so hat Baudelaire auch der deutschen Moderne seinen großen amerikanischen Freund vermittelt. Und darum ist es durchaus kein zufälliges Zusammentreffen, daß die ersten vollständigen und kritischen deutschen Ausgaben Poe's und Baudelaire's zur gleichen Zeit erscheinen, zum Theil sogar in demselben Verlag. Während Max und Margarethe Bruns bei Bruns vier Bände Baudelaire'scher Prosa veröffentlicht, verlegt Bondi in Berlin eine echte und formschöne Umdichtung der epochemachenden „Fleurs du mal“ (die Blumen des Bösen) von Stefan George und Seemann in Leipzig, Baudelaire's „Gedichte in Vers und Prosa“ in der Verdeutschung von Camill Hoffmann und Stephan Zwieg. In der jugendlich flotten und offenbarungsfreudigen einleitenden Studie Max Bruns' fehlt natürlich die bei solchen Verkündern neuer poetischer Botschaften übliche Verhöhnung der „Literaturgeschichtler“ nicht. Die hatten bis jetzt begreiflicherweise keine blasse Ahnung von Baudelaire's Bedeutung und Sonderart. Erst durch Bruns erfuhr sie, daß Baudelaire, ein Poe, „einen neuen Schauer in das Gebiet der Kunst eingeführt“ — das heißt, immerhin nur die, welche nicht wußten, daß schon ein gewisser Victor Hugo einst an den Dichter der „Fleurs du mal“ die Worte schrieb: „vous avez doté le ciel de l'art d'un frisson nouveau.“ Wöblich und verdienstvoll ist das Vorhaben des deutschen Dolmetschers, Baudelaire den Weg in das gegenwärtige Deutschland zu bahnen, in das Land der Schlaf, Lombert und Scheerbart. Diese selbst allerdings, ja schon ihre Vorgänger, die ersten — Nachempfinder der französischen Décadence, haben schon längst zu Baudelaire emporgeschaut. Von ihnen allen durfte man ebenso gut wie von Pariser Symbolisten und Mystikern der Lyrik sagen „ils ont beaucoup baudelaïrisé.“ Ich meine also, es brauchten Baudelaire's Schriften nicht mehr der deutschen Neoromantik, die das Moderne mit dem romantischen Empfinden verquiden soll, zugeführt zu werden. Für die weiteren Kreise der Gebildeten bedeutet die Uebersetzung aber nichtsdestoweniger eine interessante, eine fesselnde und lehrreiche literarische Gabe, interessant schon deswegen, weil nun nicht nur „Literaturgeschichtler“, sondern alle aufmerksamen Leser in Baudelaire unschwer den Meister und das Vorbild manchen deutschen Schriftstellers und Dichters erkennen können.

Und weil Baudelaire der erste Hohepriester des modernen Mysticismus ist, jener erste, der so furchtbar wahr und ergreifend zu beichten wußte und so erschütternd helle Lichtstrahlen in die dunkelsten Winkel des menschlichen Seelenlebens warf, weil dies verwirrende und doch so packende Großstadtgenie am Anfang der neuromantischen und der — reurasthenischen Moderne steht, mußte hier vorerst von ihm die Rede sein. Denn Baudelaire und Edgar Poe bilden — so sehr sie sich in ihrem innersten Wesen unterscheiden — als literarisches Ferment — eine einheitliche Erscheinung; für die französische und deutsche Literatur sind ihre Namen aneinandergefettet. In einem anderen Orte suchte ich nachzuweisen, wie sehr der französische Dichter in dem Worte und in dem Geiste seines amerikanischen Meisters aufging, wie sehr Poetik, Kunst und Lebensanschauungen desselben jahrelang sein ganzes Ich erfüllten. Hier sei nur besonders hervorgehoben, daß Poe vor

allen auf den Vesthetiker, den Psychologen und auf den Mystiker Baudelaire eingewirkt, das heißt gerade denjenigen Baudelaire, den uns die vier Bände des Bruns'schen Verlags kennen lehren. Sie enthalten auch den propagandistischen Poe-Essay des Franzosen.

## II.

Daß Edgar Poe's Dichtung und poetische Theorien durch Frankreichs Vermittlung neuerdings ihren Weg nach Deutschland fanden, hängt einerseits mit der Entstehung und Entwicklungsgeschichte der deutschen Moderne zusammen, beruht aber andererseits auf einer in der Geschichte des steten Wechselverkehrs der Literaturen häufigen Erscheinung. Immer wieder lehrt uns diese, daß die Literaturen ausländische Einflüsse, mögen sie von einzelnen Geisteshelden oder von ganzen Dichterguppen und Strömungen ausgehen, gerne aus zweiter Hand empfangen; oder anders ausgedrückt: daß ausländisches Literaturgut oft erst dann einschlägt, wenn es indirect vermittelt wird, wenn es bereits durch eine andere Nation hindurchgegangen. So muß, um nur ein interessantes Beispiel anzuführen, der vergleichende Literaturhistoriker, der es unternimmt, den Spuren Goethe's in Frankreich nachzuforschen, auf Carlyle's und besonders auf Emerson's Einfluß stoßen, denen wiederum die Kenntnis Goethe's zuerst durch ein französisches Buch, durch Frau v. Staël's „De l'Allemagne“, vermittelt wurde.

Poe, der schon längst unter der Elite der deutschen Gebildeten Kenner und Freunde besaß, fand hierzulande auch seit einem Menschenalter kundige Beurtheiler und talentvolle Uebersetzer mit bekannten Namen. Sein eigentlicher Entdecker ist kein geringerer als Friedrich Spielhagen. Er ist es, der als erster bedeutender Schriftsteller Poe in Deutschland nach seinem Werte gewürdigt und in gelehrten Zeitschriften bekannt gemacht hat. Im Grunde genommen hat Spielhagen nicht nur Poe, sondern die amerikanische Literatur überhaupt „entdeckt“.

Im Jahre 1859 erschien in der „Europa“ seine Verdeutschung des wunderbaren Gedichtes „Annabel Lee“. Ein Jahr darauf bringt dieselbe Zeitschrift eine Poe-Studie Spielhagen's, die an Goethe's Ausspruch anknüpft: „Es gibt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, in dem sich das Leben ohne Genuß verzehrt.“ Auf manche reich begabte, poetisch-problematische Natur alter und neuer Zeit, führt dann Spielhagen weiter aus, finde dies Wort Goethe's Anwendung, aber auf niemand vielleicht eine so directe, als auf den größten Lyriker der Amerikaner, den genialen, unglücklichen Edgar Poe. Und nachdem er das Leben Poe's, das im Spital zu Baltimore im Jahre 1849 ein jammervolles Ende nahm, geschildert, schließt Spielhagen — vor 42 Jahren — mit den Worten: „Eine düstere, traurige Geschichte, und um so trauriger, je edler der Geist war, der hier so grausam zerföhrt wurde, um so düsterer, als diese in so verhängnißvoller Weise problematische Natur auch eine im eminenten Sinne poetische war, deren Gedichte zu den schönsten und bußigsten Blüten gehören, welche die Lyrik Amerikas und überhaupt der Neuzeit aufzuweisen hat.“ Wie hoch Spielhagen noch später, als reifer Künstler, Edgar Poe stellte, und zwar nicht nur den Dichter, sondern auch den geistvollen Kritiker, geht aus dem geradezu agitatorisch warmblütigen Essay, Edg. Poe gegen G. Longfellow (Westermann's Monatsh. 1883) hervor, dem auch ein Bildniß des schönen und scharfkinnigen Kopfes des Amerikaners beigegeben ist. Spielhagen spricht zunächst von einer Figur in Longfellow's Roman „Kabanagh“, in der Edgar Poe porträtiert oder vielmehr caricirt ist, um dann die von Poe gegen Longfellow geschleuderte Anklage des Plagats und den darauffolgenden Literaturkrieg kritisch zu beleuchten. Er weist zwar Poe's Anschuldigung zurück, bewundert aber doch seine gewandte kritische Feder, seine geistreiche Polemik. „... Ihn kämpfen zu sehen, ein herrliches Schauspiel ... jetzt hat er den einen Gegner vor der funkelnden Klinge; jetzt schmettert er dem zweiten die Streitart auf den übel gemachten Helm; jetzt rennt er mit eingelegerter Lanze auf den dritten; jetzt weicht er dem vierten mit einer blitzschnellen Wendung aus; jetzt hat er es mit allen zugleich zu thun; nimmer kommt ihm ein feiger Rückzugsgebante“ u. u. Spielhagen glaubt, im Gegensatz zu den meisten amerikanischen Beurtheilern Poe's, an die bona fides des Dichters. Er meint, für uns, die wir nicht an seine Beweise glauben, hätte er nur ein mitleidiges Lächeln gehabt und „vielleicht von Dingen gesprochen die freilich für gewisse Geister Imponderabilien sein mögen, für seiner organisierte Seelen aber schwer und schwerstens ins Gewicht fallen“. Poe's poetische Principien (the poetic principle), welche Longfellow's Auffassung von dem, was Poesie sein will und soll, schroff ablehnt — „his conception of the aims of poetry is all wrong“ — entwickelt Spielhagen in gebankenreicher Darstellung. Im ganzen aber muß auch er Poe's Theorien von der lyrischen Dichtkunst

ablehnen, ohne deswegen dem Psychologen seine Bewunderung zu entziehen. Spielhagen selbst bewährt sich als feinsinniger Menschen- und Dichterkenner, wo er die Frage zu beantworten sucht, warum Poe den Dichter der „Evangeline“ angriff und seine Kunst für eine unechte und falsche hielt. „Poe haßte Longfellow, wie nur ein Genie, dessen Flammen durch Dunst und Nebel unbezwinglicher Leidenschaft allzu sehr seltene rotzuckende Strahlen wirft, ein Talent haßt, dessen Licht in der klaren Atmosphäre eines reinen Lebens seinen sanften Schein in gleichmäßiger Helle und Stärke nach allen Seiten andauernd verbreitet. Er, der da draußen stand unter anderem ruhmeshungrigen Gefindel, ihn, der da drinnen saß in der Helle des Ruhmes an der Tafel mit den übrigen Unsterblichen! Und wußte und fühlte doch, daß er in der rastlosen Stirn, in dem pochenden Herzen eine Welt trug, „reich wie Pluto's Schacht“, und mit dessen Schätzen er das Vermögen jedes einzelnen der Herren drinnen hätte aufwiegen können doppelt und dreifach!“ Und pathetischer wie die Schlussworte dieses Essays, von dem manches goldene Wort in dem ersten biographischen Band der deutschen Poe-Ausgabe Aufnahme finden sollte, klingen selbst die begeistertsten Huldigungen eines Baudelaire und der allerneuesten deutschen Verehrer Poe's nicht: „Unglückseliger — glückseliger Mann! Denn, gesteh' es nur: du hast doch zutheilen trinken dürfen aus dem Brunnen der wahren Schöne! Du hast sie doch gekostet die allerbesten, allerhöchsten in jenen seltenen, unaussprechlichen Momenten; und sie hat dich geküßt, flüchtig nur, wie sie Sterbliche küßt; aber von der Küsse Nachklang war deine Seele voll; und diese Seligkeit hättest du, der Verhungerte, nicht hingeeben für alles Gold von Ormuzd, hättest du, der Ruhmsüchtige, nicht verkauft für allen Glanz und Ruhm und Ehre derer, die in deinen Augen keine Priester sind und sich für Priester halten, weil — die Welt sie dafür hält.“ So Spielhagen vor einem Vierteljahrhundert!

Zürich.

(Schluß folgt.)

Louis F. Weg.

## Städtische und göttliche Friedhöfe.

Von Hermann Obrist (München).

Friedhof, Stätte des Friedens, der himmlischen Sammlung, Ort der Ruhe und des Gedenkens, wie liebe ich dich über alles! Weinend habe ich heute wieder am Grabe meines Freundes gekniet. Dann sah ich lange auf der breiten Bank unter der mächtigen Tanne, rings um mich Anemonen auf der kleinen Wiese, im dichten Gebüsch das Schmettern der Finken; in der Ferne begruben sie ein Kind und wehmüthig klangen die zitternden Stimmen des Chorals: „O Gottesacker, du bist mir die liebste Kirche.“ — Aus dem Tagebuche des Rudolf von Kallern. 1832.

Februar 1903. Wir fragen den Aufseher: „Wo ruht Commerzienrat N.?“ — „Section 50, Reihe 7. Geradeaus, dritter Weg rechts,“ antwortet er kurz. Nach fünfzehn Minuten Umherirrens und nach dreimaligem Fragen stehen wir vor dem polierten Scheusal, Familiengrabstätte genannt, und legen unsere Kranzspende nieder. Ein ägyptischer Obelisk steht vor uns, der in die Breite geneigt ist, gestützt durch Nordvoluten. Oben eine antike Vase. Auf den Stufen eine jammernde weibliche Figur aus bronzirtem Zinkguß. Das Relief des Verbliebenen umrahmt von modernen Schnörkeln. Ein Rococogitter umschließt das Ganze. In der Mitte liegen in Massen verdorrte und verfaulende Kränze, wo Lorbeer, Papierblumen, Palmentobel, welke Rosen und dauerhafte Blechblätter einen wüsten Composthaufen der Angehörigen bilden, welche die tieftrauernden Hinterbliebenen und Angestellten der Firma dort vor einem Jahre niedergelegt hatten. Unser Kranz ist der einzige neue seit jener Zeit. Dann suchen wir unteren Weg hinaus aus dem Friedhofe, vorbei an hunderten und aberhunderten und nochmals hunderten von weißen, schwarzen und braunen Obelisk, griechischen Grabsteinen und bombastischen Erdbegräbnissen, die sich längs der öden Backsteinmauer hinziehen. Sie und da ein edles, ephreubedecktes Grab, ein vornehm ruhiges Denkmal, dann wieder hundert trostlose Schemen. Und überall faulende Kränze und verzweifelt sich krummende Atlaschleifen. Geradeaus, links herum, rechts herum durch starre Alleen von Bäumen, die man sorgfältig daran verhindert, groß zu werden. Endlich erreichen wir das Thor und verlassen das öde Schachbrett, dieses Mannheim der Leichen.

Muß das so sein?

Wir glauben es nicht. Wir, das heißt die „so genannten“ Gebildeten, haben die Sache bloß wie unzählige andere seit zwanzig Jahren ausschließlich den Händen der Behörden, der Localbaucommissionen, der Techniker überlassen, die so viel mit den hygienischen und organisatorischen Fragen zu thun

# Die Zeit.

Herausgeber:

Professor Dr. J. Singer,  
Otto Julius Bierbaum und Dr. Heinrich Kanner.

Redaction für bildende Kunst: Professor Dr. Richard Muther.

Verlagsgesellschaft  
Anton Schroll & Co.

## Inhalt:

Der Agitator. Von E. W.

Eine Reminiscenz zum Zarenmanifest. Von Dr. Paul  
Kohrbach.

Die Oesterreichisch-ungarische Bank und der Ausgleich. Von  
Friedrich Herk.

Die regulatorischen Leistungen des Organismus. Von Eduard  
v. Hartmann.

Die Renaissance der Philosophie. Von Dr. Paul Weisen-  
grün.

Edgar Poe in Deutschland. Von Prof. Dr. Louis B. Sch.

Kerische Passionsspiele. Von Gustavo Sacerdote.  
Bücher.

Neuere der Neuere.

Der Deserteur. Von Robert Michel.

Nachdruck nur mit Angabe der Quelle „Die Zeit“ gestattet.

Erscheint jeden Samstag.

Preis vierteljährlich Kronen 4.50 (4 Mark), die einzelne Nummer 45 Heller (40 Pfennige).

Redaction: Wien, I. Wipplingerstraße 38. (Telephon 17041).

Administration: Wien, I. Schulerstraße 14. (Telephon 3240).

Leipzig in Commission bei Otto Mater.

Vertretung für Berlin, Louis Abel, Buchhandlung, SW. Kommandantenstraße 16.

Vertretung für Nordamerika, Gustav E. Stechert, New-York 9 East 16. Street.

Cheq.-Conto 833.029.

Abonnements werden in Oesterreich von allen Buchhandlungen, Zeitungsverkäufern und unserer Administration; in Deutschland, der Schweiz und dem übrigen Auslande außerdem auch von den Postämtern angenommen.

Unverfegelte Zeitungs-Reclamationen sind in Oesterreich-Ungarn portofrei.

„Die Zeit“ ist eingetragen in der österreichischen Zeitungs-Preiskliste für 1903 unter Nr. 4618, in der Zeitungs-Preiskliste des Deutschen Reiches unter Nr. 8740.

ziehungen, sondern auch von Systemen und ganzen Geistesrichtungen. Die Tugenden der modernen Philosophie springen in die Augen. Der rege Wirklichkeitsinn, verbunden mit der Klarheit der Anschauungsweise sichern diesen Reultaten für geraume Zeit die Dauerhaftigkeit. Die Erkenntnistheorie hat etwas Solides. Hiemit aber sind zugleich Schattenseiten verknüpft, die sich nicht hinwegleugnen lassen; eine gewisse Mächtigkeitsheit ist der modernen Philosophie eigen; schmucklos, einfach, fast dürftig scheint das Gewand der Erkenntnistheorie zu sein. Kein feststarrer Zauber weht von dieser Betrachtungsweise, keine inneren Stürme werden entfacht, kein brennendes Sehnen steigt in der Seele auf, und kein tiefes Erschauern durchzuckt das Gemüt. Die Pracht systematischer Größe ist dieser Denkungsweise fremd und am Reichthum architektonischer Gliederung kann sich das Auge nicht in dem Maße erfreuen wie in früheren Zeiten. Keine prächtigen Bauten erheben sich, die aber bald alt und moribund werden, sondern behagliche, wohlthätige Häuser, die freilich noch lange dem Wüten der Zeit widerstehen werden.

Wo von einer Galvanisirung eines Leidnams kann nicht die Rede sein. Es handelt sich nicht um die letzten Zuckungen eines Todten, um künstliche Belebungsversuche einer Denkart, die dem Wesen des modernen Geistes zuwiderläuft. Denn aller Voraussicht nach wird dieser schmucklose Bau der neuen philosophischen Disziplin von großer Dauer sein. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, stehen wir erst am Anfang der Wirkung erkenntnistheoretischer Betrachtungsweise auf die Geister und Gemüter des „guten Europäers“, auf die Wissenschaft und Kunst, auf die Methodik der Natur- und Geistesdisziplinen. Diefür spricht auch der Einfluß, den wenige Jahre erst nach der Periode der ungeheuren Verachtung der Philosophie die Erkenntnistheorie bereits auf die Weltanschauung vieler Naturwissenschaftler ausübt. Freilich, in den Niederungen herrscht noch der Materialismus. Aber schon beginnt die Elite der Gelehrten mit Ostwald an der Spitze, die Ueberwindung materialistischer Betrachtungsweise den Physikern und Chemikern, den Biologen und Physiologen laut zu propagieren. Ja, verschiedene Einzelprobleme bereits verbannt ihre Entstehung erkenntnistheoretischer Anregung! Ueberall weichen die älteren unphilosophischen oder schlechtphilosophischen Lehrmeinungen einer freieren Auffassung; man beginnt, den Kraftbegriff zu erwecken durch die „energische“ Betrachtungsart. Der ganze Charakter naturwissenschaftlicher Weltanschauung und Methodik wird allmählich durchtränkt mit philosophischen Elementen, die Wertung der ganzen Disziplin wird langsam eine erkenntnistheoretische. Man beginnt die Natur mit anderen Augen anzusehen, mechanische und physikalische Prinzipien werden der absoluten Geltung beraubt, man wird sich bewußt des subjectiven Elements, man wird gewahr, daß es sich hier um bessere Anpassungsmöglichkeiten unserer menschlichen Organisation handelt, daß die ganze naturwissenschaftliche Erkenntnis die Weiterentwicklung eines einzigen großen Processes, der Einordnung und Vereinfachung des Thatfachenmaterials, bedeutet. Man spricht mit Mach allgemein von einer Ökonomie des Denkens, die Naturwissenschaft wird descriptiv und heuristisch. Schon findet also eine Reaction statt, die jeder objective Beobachter des Culturlebens beachten muß: die verachtete Philosophie beginnt auf die vergötterte Naturwissenschaft einzuwirken. Was Ostwald und Mach und in gewissem Sinn auch Hünge lehren, bedeutet ein Wiederanfuchen der alten philosophischen Probleme in modernem Gewand, bedeutet die Einwirkung der erkenntnistheoretischen Betrachtungsweise auf die Einzelwissenschaften. Es ist kein Zufall, daß Mach's Lehre und Methode sich fast wörtlich deckt mit der Anschauung des „reinen“ Philosophen Avenarius, und es läßt sich mit Sicherheit nachweisen, daß auch diese ganze Bewegung innerhalb der Naturwissenschaft bequem zurückgeführt werden kann auf die Grundfälle von David Hume. Und was die Naturwissenschaft schon heute thut, werden morgen auch Nationalökonomie und Sociologie, politische und Culturgeschichte thun müssen. Schon sind hier die ersten Spuren erkenntnistheoretischer Einwirkung sichtbar.

Man wird mir zugeben: das alles spricht gerade nicht gegen die Dauer solcher Einwirkungen und Beeinflussungen. Freilich, weltanschauungsbildend, lebensbefördernd, iminuentkräftigend ist die moderne Philosophie noch nicht. Die Beziehungen zwischen dieser Auffassung vom eigentlichen Denken und den geistigen und ethischen Bedürfnissen der modernen Menschen sind noch nicht hergestellt. Einzuweisen führt noch keine breite und bequeme Brücke wie zur Zeit der hellenischen Volkencultur vom „reinen“ Denken zur praktischen Philosophie. Ein enger, kaum bemerkbarer Steg verbindet freilich die Erkenntnistheorie mit der Ethik und Lebensphilosophie. Gerade die Kritik des „Jahs“, gerade der Nachweis, daß es, um mit Mach zu reden, kein Träumen und Trauchen, kein Object und Subject gibt, führt zu einer Stärkung des altruistischen Gedächtnisses, zu einer Modernisirung des Individualitätsbegriffes.

Aber auch hier wird die Entwicklung einsehen. Aus diesen Reimen der Verständigung und gegenseitigen Beeinflussung von Erkenntnistheorie und Ethik werden, rascher als man glaubt, neue Betrachtungsweisen erblühen. Die Brücken zwischen der theoretischen und praktischen Philosophie werden errichtet werden, und dann wird der Einfluß der Philosophie auf alle Gebiete der Wissenschaft und Kunst ins Ungeheure steigen müssen.

Trotz der Kürze, die ich dieser Analyse gern geben möchte, sei noch ein Gesichtspunkt hervorgehoben. Woher rührt eigentlich schon in diesem frühen Stadium der Dinge das Interesse weiterer Kreise für die Philosophie? Noch stehen wir am Anfang eines bedeutenden historischen Processes, noch sind, wie bereits angedeutet, die Brücken zwischen Erkenntnistheorie und Ethik nicht geschlagen, und trotzdem ist aus der Verachtung der Philosophie in so kurzer Zeit eine Beachtung geworden. Zwei Umstände kommen hierfür, wenn nicht alles täuscht, in Betracht.

Die Hypertrophie des Naturwissenschaftlichen innerhalb der modernen Culturentwicklung scheint den Höherpunkt erreicht zu haben. Instinctmäßig steigt in vielen Gemüthern und Geistern eine andere, etwas geringere Werthschätzung der sogenannten exacten Disciplinen auf. Während die einen an der barocken Formel „vom Bankbruch der Wissenschaft“ Gefallen zu finden beginnen und sich demgemäß ins clericalc Lager flüchten, drängt es die anderen zum Wiederaufnehmen philosophischer Probleme, und immer größer wird die Anzahl der letzteren. Hierzu kommt noch ein Umstand: tief im Innern, gleichsam in der Region des Unterbewußten, scheint in der modernen Menschheit der Gedanke von der erzieherischen Rolle, zu der die Erkenntnistheorie berufen scheint; man fühlt gleichsam vorahnend, ohne sich der Tiefe aller Zusammenhänge, die hier in Betracht kommen, bewußt zu werden, den Weltaufstieg einer neuen Geistesmacht. Wie dem aber auch sein mag, eines ist sicher: die kommende Generation und selbst skeptisch angehauchte Geister werden gegen Mitte unseres Jahrhunderts laut verkünden, was heute die Optimisten leise flüstern: die Philosophie bleibt doch die Königin der Wissenschaften! Dr. Paul Weisengrün.

## Edgar Poe in Deutschland.

(Schluß.)

Auf den sensationellen Literaturtreit Poe-Kongress kam in den letzten Jahren („Nord und Süd“, April 1896) auch der bekannte amerikanische Schriftsteller Ibsen Braachvogel in einem streitbaren Aufsatz zu sprechen. Braachvogel, der sich schon seit einem Menschenalter zum Sprachrohr amerikanischer Dichterstimmungen, vor allem Bret Harte's, macht, charakterisirt dort das Lebens-Drauerspiel Edgar Poe's, des „bezeichnendsten und zugleich auch grandiossten Typus jenes Dichtertums, welchem der Barnas nur ein anderes Golgatha ist und dem das leuchtende Seher-Mal nur als Rains-Stempel auf der Stirn flammte“. Seinem Talent sei an „ursprünglicher Kraft und Sonderart“ in der amerikanischen Schriftsteller-Walhallen nur das von Hawthorne, Emerson und Bret Harte in deren ersten weltrobernden Offenbarungen gleichzustellen. Von Spielhagen ist noch zu erwähnen, daß seine Poe-Uebersetzung in der 1865 erschienenen Sammlung „Amerikanische Gedichte“ (und in dem Supplementband seiner sämtlichen Werke) zu finden sind, welcher in der bescheidenen Form eines Vorworts eine im ganzen heute noch gillige Charakteristik der amerikanischen Literatur voraussetzt.

Neben dem Magdeburger Essayisten und Erzähler verdient als einer der frühesten Kenner und Verbreiter amerikanischer Lyrik und der ersten Poe-Uebersetzer der Heine-Biograph Strodtmann genannt zu werden, dessen „Lieder- und Balladenbuch amerikanischer und englischer Dichter“ (1863) und „Amerikanische Anthologie“ (1870) unter anderem auch die Verdeutschung des berühmten „Raben-Gedichtes“ enthalten. Im der fast unüberwindliche Schwierigkeiten bietenden Uebersetzung dieses „halb-brechigen“ Gedichtes veruchte sich eine Reihe von Verskünstlern, am erfolgreichsten Hedwig Lachmann, deren „Ausgewählte Gedichte Poe's“ in die Brunsche Ausgabe (II. Band) aufgenommen wurden. Einen deutschen Stephane Mallarmé hat das „Novemore“-Poem nicht gefunden. Die erste Uebersetzung dichtete für das „Magazin“, das auch zuerst den Namen Poe's genannt, schon Ende der Vierzigerjahre die Mutter der Schriftstellerin Frau v. Hohenhausen. Da wir gerade von Poe-Uebersetzungen sprechen, seien auch gleich die Mühreherg's („Seltsame Geschichten“, Collection Speman) und einige von M. S. L. C. H. o. j. übertragene „Novellen“ (Reclam's Universalbibliothek) genannt, die eingefolien werden konnten, als es noch nichts Besseres gab. Ueber das Ergebniß eines Ende der Achtzigerjahre in Berlin veranstalteten Wettbewerbes für die beste Nachdichtung von Poe's unendlich zartinnigen Versen an seine Schwiegermutter vermag ich keine Auskunft zu geben.

Unter den Literaturhistorikern, welche sowohl die Kenntnis der amerikanischen Dichtung überhaupt als auch ganz besonders den Ruhm ihres genialsten Vertreters verbreiteten, gebührt Ed. Engel, dem inermüdblichen und stets angeregten Schilderer ausländischer Literaturen, eine erste Stelle. Er gehört zu den deutschen Kritikern, die in Poe von Anfang an die markanteste und bedeutendste Dichtererscheinung Amerikas erkannten, schon zu einer Zeit, da es Poe in seiner Heimat ähnlich erging wie Byron in England. Uebrigens stellen deutsche und französische Beurtheiler Poe höher als die amerikanischen. Wohl möglich, daß Engel als feiner Kenner der französischen Literatur — besonders der modernen — bewußt oder unbewußt unter dem Einfluß Vaudelaire's Poe-Bergötterung steht. Engel, dem Poe „seit vielen Jahren ans Herz gewachsen“, klagt, daß selbst hochgebildete Menschen im besten Falle nur eine seiner Mordgeschichten — aus einer französischen Uebersetzung (der Vaudelaire's natürlich) kennen.

Wenn daher Engel im gleichen Jahr („Magazin“ I, 14, 1880) von den „zahlreichen“ Kennern des originalsten amerikanischen Dichters spricht, so ist ihm jedenfalls, Poe zu Liebe, die Feder durchgegangen. Thatsache ist, daß die meisten Gebildeten in Deutschland wohl etwas von Washington Irving, Longfellow, Bret Harte, Mark Twain und natürlich auch von Cooper und der Mrs. Beecher-Stowe gehört oder gelesen, die wenigsten jedoch von Thoreau, Emerson, Walt Whitman und von Poe wissen. Poe — auch der Schöpfer des „Raven“ — ist kein Dichter für alle — man füge je nach Belieben „leider“ oder „Gottlob“ hinzu —, und er wird es auch nicht durch die Moeller-Brudersche Uebersetzung werden. In seiner vor einigen Jahren in vierter Auflage erschienenen „Geschichte der englischen Literatur“ (1883), der ersten deutschen meines Wissens, die auch Amerika eingehend berücksichtigt, widmet Engel der Beschreibung Poe's fast doppelt soviel Raum wie den Engländern Scott oder Dickens. Er schildert ihn als geniale Ausnahmerscheinung, als den größten Meister der Sprache und größten Künstler unter den amerikanischen Dichtern, und glaubt auch an seine epochenmachende Bedeutung als Theoretiker. Emerson und Walt Whitman übersehend, hält er Poe für den einzigen Amerikaner, dessen Ruhm mit der zeitlichen Entfernung von seinem Leben zunehme. — Auch Karl Liebknecht, der in seiner persönlichen und tüchtigen englischen Literaturgeschichte die amerikanische Poesie als eine selbständige originelle Weiterentwicklung der englischen ausführlich bespricht, sieht in Poe eine „unleugbar größte poetische Dichterkraft“. In der über sechzehn Seiten füllenden Charakteristik betont er besonders Poe's Abnormität. Weibtreu, der Poe etwas ungenau als den „Erfinder der Poesie des Schreckens“ bezeichnet, nähert sich hier der Auffassung Paul Heyse's, der Poe in der „Merveille-novelle“ als Poeten „des Unheilbaren“ anführt. Während Engel mit Recht das „Raven“-Gedicht nicht als Poe's poetische Meisterthat betrachtet, sondern eher als ein „effectschendes Wunderwerk der Form“, sucht es nach Weibtreu in der ganzen englischen, ja sogar in der Weltliteratur seinesgleichen. — Groß, die anderen Dichterforchphäen um Haupteslänge überragend, steht endlich Poe auch in Ed. Stern's bekannter „Geschichte der neueren Literatur“ da, wo ebenfalls, allerdings mit unbegreiflicher Uebersetzung Emerson's, die amerikanische Literatur in einem besonderen Abschnitt behandelt wird. Stern, dessen Gewährsmann zum Theil Spielhagen ist, hebt vor allem Poe's „künstlerische Freude am Zauber der Sprache, an höchsten Feinheiten poetischer Klangwirkung“ hervor, aber auch die innere Blut, die Macht einer wahrhaften Empfindung.

Diese literarhistorische Rückschau zeigt wohl zur Genüge, daß Poe in Deutschland schon lange gläubige Anhänger und eifrige Vermittler gefunden, und ferner, daß die maßgebende Kritik in der Beurtheilung seiner genialen Sonderart, in der Wertung seiner neuen poetischen Offenbarungen so ziemlich einstimmig ist. Wenn wir uns aber in den jüngsten Literaturströmungen, bei jener Generation idealistischer Dichter sowohl als auch bei den impressionistischen und symbolistischen Erben der Epoche des Naturalismus (alle diese „ismen“ gefallen mir so wenig wie dir, geneigter Leser!), nach den Spuren Poe's umschauen, bei den modernsten lyrischen Wortführern, die ihr zartnerviges Seelenleben in Symbole umwerten und zu der Metaphysik des Symbolismus der Vaudelaire und Verlaine schwören:

La Nature est un temple où de vivants piliers  
Laisseut parlous sortir de confuses paroles;  
L'homme y passe à travers des faits de symboles  
Qui l'observent avec des regards familiers.

— Wenn wir uns nach den geistigen Ahnen der Neoromantik umsehen — dann freilich werden wir zugeben müssen, daß Poe's poetische Mission eigentlich erst jetzt erfüllt ist, daß sein Dichtertum erst jetzt gehört wurde, daß es erst jetzt in das

Maß der lebendigen, schaffenden Literatur eingedrungen. Man hat sehr treffend gesagt, daß die Neoromantik ebenso kostbare Anregungen und Eindrücke von der englischen Masse empfangen wie einst die Romantik; daß was dieser Percy's „Reliques“, Macpherson's „Ossian“, Walter Scott und Byron gewesen war, jener heute Poe (Vaudelaire), Muskin, Dante Gabriel Rossetti und seine präraphaelitische Schar sind. Hiefür liefern beweiskräftige Documente die Menge zwei gleich sachkundige Bücher, Victor Charbonne's „Les Mystiques dans la littérature présente“, das natürlich auch andere Quellen der Moderne heranzieht, wie den Einfluß der slavischen Literatur, der Dichtungen Barbey d'Aurevilly's und Maeterlinck's u. a., und R. K. A. H. n. e. r.'s „Mystik, die Künstler und das Leben“. Auf Poe's offenbarendes poetisches Genie weist besonders Kaffner hin. Er sagt uns, daß Dante Gabr. Rossetti zu den Bewunderern Poe's gehörte und sich geäußert, es habe der Amerikaner in „The Raven“ das Aeußerste gethan, um die Liebe eines Menschen zu seiner verstorbenen Geliebten darzustellen. Alles darin sei Stimmung, die einfachsten Dinge, auf die man täglich stößt, werfen schaurige Schatten, die Stimmen werden geisterhaft und es scheine, als verlöre alles den Boden und schwebe nach oben, einem Zauber folgend. Kaffner scheint nicht einmal vor einer Parallele oder vor einer Gegenüberstellung Poe's und Dante's zurück. Poe scheine ihm das eigentliche Aequivalent im neunzehnten Jahrhundert zum jungen Dante zu sein (das heißt zum Dante der „Vita Nuova“). „Im dreizehnten Jahrhundert“, fährt er (p. 152) fort, „hätte er wie Dante gedichtet. Wie er nun einmal wirklich war, Psychologe von quälender Spürkraft und Mystifizierer voll bezaubernden Rhythmus, selbstgefällig und hingebend, ein Trunkenbold und Engelschwärmer, sarkastisch und schwermütig, Rombdiant und Fatalist, kann man sich einen bedeutenderen Gegenjag zu Dante denken? Beide hatten nur Eins gemeinschaftlich — das Bedürfnis zu glauben. Dante glaubte aus dem Reichthum und Poe aus der Armut seines Bewusstseins. Dante glaubte an Hölle und Himmel, er besaß eine Theologie; Poe glaubte an ein Fortleben des Menschen im Grabe und seine Theologie war Mesmerismus und Kryptographie. Um Dante drehen sich in aller Schwere die Jahrhunderte, Poe war eine Laune des Schicksals und als solche nicht notwendig.“ Aber er habe, führt Kaffner weiter aus, etwas beisehen, von dem Dante keine Ahnung hatte, jene Musik, für die das neunzehnte Jahrhundert die Religion hingeben, jene Musik, „durch die alles, wie von anderer Welt kommend, verzaubert erscheint“. Sie sei kein Gott gewesen, und er habe es nicht geahnt. Und nun prälubirt er ein symbolisches Lied — ich möchte fast sagen — den Satz einer ästhetischen Symphonie — mit dem Leitmotiv: Poe's Kunst und Leben. Für ihn ist Poe „vielleicht“ der erste große Lyriker, bei dem alles Stimmung, bei dem das Symbol in Stimmung zerfloß. Seine Verse sind Musik und alles, was er hineinsteigte, war Extase.

Wie sich die universelle Bedeutung dieses Paukess in den Anschauungen und in der Literaturbetrachtung eines jungen Kritikers widerspiegelt, der sich in das Wesen der modernen Literaturseele versenkt, soll uns schließlich Rud. K. L. e. i. n. sagen. In einem „Rückblick“ („Nord und Süd“, April 1900) auf die Geistesphäre der letzten Generation, auf die für das verfloffene Jahrhundert typischen Werke, kommt er auf einen Mann zu sprechen, den die Natur in einer frühen Laune an den Anfang unseres Jahrhunderts gestellt habe, der alles Hemmende vorwegnahm, „in sich und seiner Production die ganzen Phasen der modernen Seele, der modernen Kunst verkörpernd, die im Laufe der Jahre werden sollten“ — auf Edgar Poe. Er ist es, der für Klein die Gesamtverkörperung der modernen Psyche bedeutet, der alles in sich verkörperte, was kommen sollte. Poe umschleße alle Phasen, welche die Entwicklung der modernen Kunst durchgemacht, von den ersten Versuchen naturwissenschaftlicher Analyse bis zu den ahnungsichweren Rätseln phantastischer Mystik. „Er war der Erste, den die Natur zusammenhanglos an die Spitze eines Jahrhunderts stellte und in ihm blickartig und zusammengedrängt einhüllte, was in langsamem Werden sich entwickeln sollte.“ Alle Haupteigenschaften des modernen Seelenlebens, „Gang zum Pathologischen, die Vorherrschhaft des Hyrischen, die Tendenz des Egoismus und Individualismus“, findet Klein bei Poe schon in vorbildlichen Kunstformen, und bei ihm glaubt er auch zuerst das Doppelbewußtsein, das unablässige Behorchen des Innern, den auf die eigene Seele gerichteten analytischen Geist entdeckt zu haben. Kurz, in Klein's Augen ist Poe nicht mehr und nicht weniger als der Urtypus, der Muster- und Meisterpoet der „Moderne“.

Daß dem Publicum die Werke eines so verehrten und anerkannt einflussreichen Dichters des Auslandes in einer würdigen und vollständigen Uebersetzung zugänglich gemacht werden, kann man nur begrüßen. Da die äußere Ausstattung, Druck und Papier der von Gedda & Arthur Moeller-Brück besorgten Verdeutschung Poe's an den immer noch muster-giltigen vornehmen Geschmack anglo-amerikanischer Verleger

wenigstens heranreicht, darf man diesem nützlichen Werke deutscher Literaturvermittlung auch in dieser Hinsicht den besten Erfolg wünschen.

G r i e s.

Louis F. Weg.